

CASANOVA

Aus meinem Leben



Das Leben des Giacomo Girolamo Casanova (1725–1798), dessen Name zum Inbegriff des Verführers wurde, war bunter als das farbenprächtigste Märchen. Seinen Ruhm verdankt er seinen Memoiren, die mehrere Bände voll packender Geschichten umfassen und heute als ergiebige Quelle für die europäischen Gesellschaftssitten des 18. Jahrhunderts gelten. Eine Auswahl dieses umfangreichen Werks, das Casanova als alter Mann verfasste, bietet Roger Willemsen. Er zeigt den Frauenhelden als faszinierenden Lebenskünstler und brillanten Hochstapler, der immer wieder hohe Geldsummen ergaunerte, aber auch als schillernden Intellektuellen, der die gesellschaftlichen Geschehnisse klug einzuordnen wusste und so zum Chronisten seiner Zeit wurde.

GIACOMO GIROLAMO  
CASANOVA

# Aus meinem Leben

Aus dem Französischen übersetzt  
von Heinz von Sauter  
Auswahl und Nachwort von Roger Willemsen

RECLAM 



## Vorrede

Casanova beginnt mit der Niederschrift seiner Lebensgeschichte  
1790 im böhmischen Dux.

Da meine Geschichte mit dem frühesten Ereignis, an das ich mich noch erinnern kann, beginnen soll, fängt sie an, als ich acht Jahre und vier Monate alt war. Wenn es wahr ist, dass »vivere cogitare est« (Leben heißt denken)<sup>1</sup>, lebte ich vor dieser Zeit nicht, sondern dämmerte nur dahin. Da das Denken des Menschen nur in Vergleichen besteht, die dem Ergründen der Zusammenhänge dienen, kann es nicht früher da sein als das Gedächtnis. Das hierzu taugliche Organ entwickelte sich in meinem Kopf erst acht Jahre und vier Monate nach meiner Geburt; erst zu diesem Zeitpunkt begann meine Seele für Eindrücke empfänglich zu werden. Wie eine unkörperliche Substanz, die »nec tangere nec tangi« (weder berühren noch berührt werden)<sup>2</sup> kann, dazu fähig ist, vermag kein Mensch zu erklären.

Eine tröstliche Philosophie behauptet im Einklang mit der Religion, die Abhängigkeit der Seele von den Sinnen und den Organen des Körpers sei nur zufällig und vorübergehend, und sie werde frei und glücklich sein, wenn der Tod des Leibes sie aus deren tyrannischer Herrschaft entlässt. Das klingt sehr schön, aber es ist, wenn man von der Religion absieht, keineswegs sicher. Da ich mich also erst nach meinem Lebensende in der vollkommenen Gewissheit wiegen darf, unsterblich zu sein, wird man mir verzeihen, wenn ich es nicht eilig habe, zur Erkenntnis dieser Wahrheit zu gelangen. Eine Erkenntnis, die das Leben kostet, ist zu teuer erkaufte. Bis dahin verehere ich Gott, indem ich mir jede unrechte Tat untersage und die ungerechten Menschen verabscheue, ohne ihnen indessen Böses zu tun. Mir genügt es, wenn ich unterlasse, ihnen Gutes zu tun. Schlangen soll man nicht auch noch füttern.

Da ich auch noch etwas über mein Temperament und meinen Charakter sagen muss, versichere ich meinen Lesern, dass die nachsichtigen unter ihnen weder zu den am wenigsten Ehrenwerten noch zu den Ärmsten an Geist zählen.

Ich habe alle vier Temperamente besessen; als Kind war ich phlegmatisch, als Jüngling sanguinisch, später choleric und schließlich melancholisch, was ich wahrscheinlich auch bleiben werde. Da ich meine Ernährung immer meiner körperlichen Verfassung anpasste, erfreute ich mich stets einer guten Gesundheit; und nachdem ich gelernt hatte, dass ihr immer Maßlosigkeit, sowohl im Essen wie in der Enthaltbarkeit, abträglich ist, hatte ich nie einen anderen Arzt als mich selbst. Allerdings habe ich die Enthaltbarkeit als weit gefährlicher erkannt. Ein Zuviel verursacht Magenbeschwerden, ein Zuwenig aber führt zum Tod. Heute, als alter Mann, darf ich trotz meines ausgezeichneten Magens nur noch eine Mahlzeit am Tage zu mir nehmen. Was mich für diese Kasteiung entschädigt, sind mein gesunder Schlaf und die Leichtigkeit, mit der ich meine Betrachtungen zu Papier bringe, ohne der Verstiegenheiten zu bedürfen oder Spitzfindigkeiten über Spitzfindigkeiten zu dreheln, die eher dazu geeignet wären, mich selbst zu betrügen als meine Leser; denn niemals könnte ich mich dazu entschließen, ihnen falsche Münze zu geben, wenn ich wüsste, dass sie falsch ist.

Das sanguinische Temperament machte mich sehr empfänglich für jede Art von Sinnenfreude, ließ mich stets vergnügt und unablässig darauf bedacht sein, von einem Genuss zum anderen zu eilen; es machte mich auch einfallsreich im Erfinden neuer Freuden. Die gleiche Wurzel hatten sowohl meine Neigung, neue Bekanntschaften zu schließen, wie auch meine unbeschwertere Art, sie wieder abzubrechen, obwohl stets aus zwingenden Gründen und niemals aus Leichtfertigkeit. Die aus dem Temperament herrührenden Fehler sind unverbesserlich, weil sich das Temperament selbst unseren moralischen Bemühungen entzieht; mit dem Charakter aber ist es etwas anderes. Ihn be-

stimmen Herz und Geist; und da das Temperament nur sehr geringen Einfluss auf ihn hat, folgt daraus, dass er von der Erziehung abhängt und dass er gebessert und geformt werden kann.

Ich überlasse es andern zu entscheiden, ob mein Charakter gut oder schlecht ist; aber so wie er ist, zeigt er sich jedem Kenner ohne weiteres in meinem Gesicht. Nur dort wird der Charakter eines Menschen sichtbar, denn dort ist sein Sitz. Wir können feststellen, dass Menschen mit unausgeprägten Gesichtszügen – und deren Zahl ist sehr groß – auch nicht das besitzen, was man Charakter nennt. Folglich muss der physiognomischen Verschiedenheit die Verschiedenheit der Charaktere entsprechen.

In der Erkenntnis, dass mein Handeln seit meines Lebens mehr durch das Gefühl als durch die Überlegung bestimmt war, bin ich zu dem Schluss gelangt, dass mein Verhalten mehr von meinem Charakter abhing als von meinem Verstand, allerdings nach einem langen Streit zwischen beiden, bei dem ich abwechselnd entweder nicht genug Verstand für meinen Charakter oder nicht genug Charakter für meinen Verstand aufgebracht habe. Doch lassen wir das, denn hier trifft zu: »*si brevis esse volo obscurus fio*« (Wenn ich mich kurz fassen will, werde ich unverständlich)<sup>3</sup>. Ich glaube, dass ich mir, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, die Worte meines geliebten Vergil zu eigen machen darf:

»*Nec sum adeo informis: nuper me in litore vidi,  
Cum placidum ventis staret mare*«.

(Bin doch auch gar nicht so hässlich. Ich sah mich erst  
jüngst noch am Strande,  
Als im Wind sanft ruhte das Meer.)<sup>4</sup>

Den Freuden meiner Sinne galt mein Leben lang mein Hauptstreben; etwas Wichtigeres gab es für mich niemals. Da ich mich für das andere Geschlecht geboren fühlte, habe ich es stets ge-

liebt und habe alles darangesetzt, seine Liebe zu gewinnen. Ich liebte auch mit Hingabe eine gute Tafel, und überhaupt leidenschaftlich alles, was meine Neugier erregte.

Ich habe Freunde gekannt, die mir Gutes getan haben, und ich war glücklich genug, ihnen bei jeder Gelegenheit Beweise meiner Dankbarkeit geben zu können; ich hatte auch nichts-würdige Feinde, die mir zusetzten, und ich habe sie nur deshalb nicht ausgerottet, weil ich es nicht konnte. Niemals hätte ich ihnen verziehen, hätte ich nicht einfach vergessen, was sie mir Böses angetan haben. Ein Mann, der einen Schimpf vergisst, hat ihn nicht verziehen, sondern eben vergessen; denn die Verzeihung entspringt der heldenmütigen Haltung eines edlen Herzens und eines großzügigen Geistes, das Vergessen aber einer Schwäche des Gedächtnisses oder einer milden Gleichgültigkeit, wie sie zu einem friedfertigen Herzen passt, und oft nur dem einfachen Bedürfnis nach Ruhe und Frieden; denn auf die Dauer tötet der Hass den Unglücklichen, der Gefallen daran findet, ihn zu nähren.

Wenn man mich sinnlich nennt, geschieht es zu Unrecht, denn die Macht meiner Sinne hat mich nie von meinen Pflichten abgehalten, wenn ich welche hatte. Aus dem gleichen Grunde hätte man Homer nie einen Trinker nennen dürfen: »Laudibus arguitur vini vinosus Homerus« (Das Lob des Weines verrät, wie lieb der Wein dem Homer war)<sup>5</sup>.

Ich habe die scharfgewürzten Gerichte geliebt, die von einem guten neapolitanischen Koch zubereiteten Makkaroni, Ogliopotrída<sup>6</sup>, Neufundländer Kabeljau, recht klebrig, Wildbret mit Hautgout und Käse, dessen Vortrefflichkeit sich zeigt, wenn die kleinen Wesen, die darin hausen, sichtbar werden. Was die Frauen betrifft, so habe ich immer gefunden, dass die jeweils Geliebte angenehm duftete, und je kräftiger sie schwitzte, desto köstlicher schien sie mir zu sein.

Welch verdorbener Geschmack! Welche Schande, ihn sich selbst einzugestehen und doch nicht zu erröten! Über solche

Vorwürfe kann ich nur lachen. Ich bin unverfroren genug, mich dank meiner derben Neigungen für glücklicher zu halten als andere, weil ich davon überzeugt bin, dass meine Neigungen mich zu größerem Genuss befähigen. Glückliche, wer ihn sich zu verschaffen weiß, ohne irgendwem zu schaden, und töricht alle, die sich einbilden, das Höchste Wesen freue sich über Schmerzen, Mühsale und Verzichte, die sie ihm zum Opfer bringen, und wohlgefällig seien ihm nur die Schwärmer, die sie freiwillig auf sich nehmen. [...] Mir liegt an der Freundschaft, der Achtung und der Dankbarkeit meiner Leser. An ihrer Dankbarkeit, wenn die Lektüre meiner Lebenserinnerungen sie belehrt und ihnen Vergnügen gemacht hat; an ihrer Achtung, wenn sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und mehr gute Eigenschaften als Fehler an mir finden; an ihrer Freundschaft, sobald sie mich dieser für würdig erachten aufgrund des Freimuts und der Ehrlichkeit, mit denen ich mich ohne jede Verstellung, so wie ich bin, ihrem Urteil anvertraue. [...]

Misslingt mir aber mein Bemühen zu gefallen, so würde mir das eingestandenermaßen leid tun, freilich nicht so sehr, dass mich das Schreiben reute, denn auf jeden Fall habe ich mich dabei unterhalten. Grausame Langweile! Es kann nur auf Vergesslichkeit beruhen, wenn die Dichter sie unter den Höllenqualen nicht angeführt haben. [...]

In diesen Erinnerungen wird man nicht alle meine Erlebnisse finden. Ich habe solche ausgelassen, die den daran beteiligten Personen missfallen hätten, weil sie dabei schlecht abschneiden würden. Dessen ungeachtet wird man mich zuweilen nur allzu indiskret finden, und das tut mir leid. Sollte ich vor meinem Ableben noch weise werden und sollte ich noch rechtzeitig dazu fähig sein, so werde ich alles verbrennen. Im Augenblick habe ich nicht die Kraft dazu.

Jene Leser, die meinen, ich würde die Schilderung gewisser Liebesabenteuer allzusehr ausmalen, haben Unrecht, sofern sie mich nicht einfach für einen schlechten Maler halten. Ich bitte

sie um Verzeihung, wenn mein altes Herz diese Freuden nur mehr in der Erinnerung auskosten kann. Die Tugend mag alle Schilderungen überspringen, die sie beunruhigen könnten; und es erleichtert mein Herz, sie in dieser Vorrede zu warnen. Wer sie nicht liest, dem geschieht ganz recht. Die Vorrede ist für ein Buch das Gleiche wie der Anschlagzettel für eine Komödie. Man muss sie lesen. Ich habe diese Lebenserinnerungen nicht für die Jugend geschrieben, die unbefangen bleiben muss, um vor dem Abgleiten bewahrt zu werden, sondern für jene, die lange genug gelebt haben, um gegen Verführung gefeit zu sein und die durch den Aufenthalt im Feuer zu Salamandern<sup>7</sup> geworden sind. Da die wahren Tugenden nur Gewohnheiten sind, wage ich zu behaupten, dass wirklich tugendhaft nur jene Glücklichen sind, denen die Ausübung der Tugend nicht die geringste Mühe macht. Solche Leute kennen keine Unduldsamkeit. Für sie habe ich geschrieben. [...]

Da ich mich jederzeit als die Hauptursache aller Widerwärtigkeiten, die mir zustießen, erkannte, habe ich mich stets mit Freuden in der Lage gesehen, mein eigener Schüler zu sein, und pflichtschuldigt meinen Lehrer geliebt.

## Kapitel 1

### Die erste Erinnerung

Casanovas Mutter Zanetta war Schauspielerin. Solange sie sich mit ihrer Truppe in Europa auf Tournee befand, vertrat seine Großmutter Marzia die Stelle der Mutter.

Kommen wir nun zum Beginn meiner Existenz als denkendes Wesen. In den ersten Augusttagen des Jahres 1733 setzte mein Erinnerungsvermögen ein. Ich war also acht Jahre und vier Monate alt. Ich erinnere mich an nichts, was mit mir vorher geschehen sein mag. Hier nun die Geschichte selbst.

Ich stand in der Ecke eines Zimmers, zur Wand gebeugt, stützte meinen Kopf und starrte auf das Blut, das mir reichlich aus der Nase floss und auf den Boden tropfte. Marzia, meine Großmutter, deren Liebling ich war, kam mir zu Hilfe, wusch mir das Gesicht mit kühlem Wasser, ließ mich, ohne dass jemand etwas davon wusste, in eine Gondel steigen und brachte mich nach Murano, einer dichtbesiedelten Insel, etwa eine halbe Stunde von Venedig entfernt.

Nach Verlassen der Gondel gingen wir in eine elende Hütte; dort saß eine alte Frau auf einem zerlumpten Bett und hielt eine schwarze Katze auf dem Arm, während weitere fünf oder sechs Katzen um sie herumschlichen. Sie war eine Hexe. Die beiden alten Frauen führten miteinander ein langes Gespräch, in dem es wohl um mich ging. Nach dieser Unterredung in friaulischer Sprache<sup>1</sup> erhielt die Hexe von meiner Großmutter einen Silberdukaten<sup>2</sup>; dann öffnete sie eine Truhe, hob mich auf, setzte mich hinein und schloss sie mit den Worten, ich solle keine Angst haben. Gerade damit hätte sie mir Furcht eingejagt, wenn ich etwas klarer im Kopf gewesen wäre; aber ich war ganz benommen. Ich verhielt mich ruhig und drückte mein Schnupftuch an die Nase, weil ich blutete, ganz unberührt von dem

Lärm, den ich von draußen vernahm. Ich hörte abwechselnd Lachen und Weinen, dann Schreien, Singen und Schläge auf der Truhe. Mir war das alles gleichgültig. Endlich holte man mich heraus; das Bluten hörte auf. Da überhäufte mich das sonderbare Weib mit tausend Zärtlichkeiten, kleidete mich aus, legte mich auf das Bett, verbrannte allerlei Räucherwerk, fing den Rauch in einem Tuch auf, wickelte mich darin ein, murmelte einige Zaubersprüche, wickelte mich dann wieder aus und gab mir fünf sehr wohlschmeckende Stücke Konfekt. Gleich darauf rieb sie mir die Schläfen und den Nacken mit einer Salbe ein, die einen köstlichen Duft ausströmte, und zog mich wieder an. Sie sagte mir, das Bluten werde von nun an immer schwächer auftreten, vorausgesetzt, dass ich keinem Menschen erzählte, was sie zu meiner Heilung getan habe; sie drohte mir andererseits, ich würde mein ganzes Blut verlieren und sterben, falls ich es wagte, irgendwem ihre Geheimnisse zu verraten. Nachdem sie mir das eingeschärft hatte, kündigte sie mir für die kommende Nacht den Besuch einer lieblichen Dame an, von der mein künftiges Glück abhinge, wenn ich die Kraft aufbrächte, niemandem von diesem Besuch etwas zu erzählen. Dann brachen wir auf und kehrten nach Hause zurück.

Kaum lag ich im Bett, schlief ich schon ein, ohne überhaupt noch an den schönen Besuch zu denken, den ich erhalten sollte; aber als ich einige Stunden später aufwachte, sah ich, oder glaubte zu sehen, wie eine wunderschöne Frau, in weitem Reifrock und in prächtige Stoffe gehüllt, vom Kamin herabstieg. Auf dem Haupt trug sie eine mit Edelsteinen übersäte Krone, aus denen Funken zu sprühen schienen. Langsam und majestätisch trat sie mit holder Miene näher und setzte sich auf mein Bett. Sie zog einige kleine Kästchen aus einer Tasche, leerte sie über meinem Kopf aus und murmelte dazu Sprüche. Dann hielt sie mir noch eine lange Rede, von der ich nichts verstand, küsste mich und verschwand, wie sie gekommen war. Ich schlief wieder ein.

Als meine Großmutter am nächsten Morgen an mein Bett

trat, um mich anzuziehen, gebot sie mir als erstes Schweigen. Sie drohte mir mit dem Tode, wenn ich auszuplaudern wagte, was ich in der Nacht erlebt haben musste. Diese Drohung, von der einzigen Frau ausgesprochen, die unbegrenzten Einfluss auf mich besaß und die mich dazu erzogen hatte, allen ihren Anordnungen blindlings zu gehorchen, bewirkte erst, dass ich mich an die Erscheinung erinnerte und sie nun gleichsam versiegelt im verborgensten Winkel meines erwachenden Gedächtnisses bewahrte. Übrigens fühlte ich mich auch gar nicht versucht, die Sache irgend jemandem mitzuteilen. Weder wusste ich, ob man sie überhaupt interessant finden würde, noch, wem ich sie hätte erzählen sollen. Meine Krankheit machte mich sauertöpflich und ganz ungesellig. Jedermann bedauerte und mied mich zugleich; man glaubte, ich würde nicht lange leben. Mein Vater und meine Mutter sprachen nie mit mir.

## Kapitel 2 Bettina

In Padua lebte Casanova im Haus seines priesterlichen Erziehers Doktor Gozzi<sup>1</sup>. In dessen Begleitung hat er seine Mutter vor ihrer Abreise nach Russland in Venedig besucht. Bettina ist die dreizehnjährige Schwester Gozzis, der Casanovas Mutter ein Geschenk gesandt hatte.

In Padua sprach mein guter Lehrer drei oder vier Monate lang alle Tage und bei jedem Anlass nur von meiner Mutter. Und Bettina schloss sich besonders eng an mich an, seit sie in dem Paket fünf Ellen schwarzen Zindelstaft, sogenannte Glanzseide, sowie zwölf Paar Handschuhe gefunden hatte. Sie nahm sich sorgsam meiner Haare an, so dass ich in weniger als sechs Monaten schon keine Perücke mehr brauchte. Sie kam jeden Tag, um mich zu kämmen, oft sogar, wenn ich noch im Bett lag, unter dem Vorwand, sie habe keine Zeit zu warten, bis ich angezogen sei. Sie wusch mir Gesicht, Hals und Brust unter kindlichen Liebkosungen, und da ich diese für harmlos halten musste, grollte ich mir, dass sie mich erregten. Da ich drei Jahre jünger war als sie, meinte ich, ihre Zuneigung müsse ohne Hintergedanken sein, und das machte mich auf meine eigenen Gefühle böse. Wenn sie auf meinem Bett saß und mir sagte, ich würde dick, und wenn sie, um mich davon zu überzeugen, sich mit eigenen Händen dessen vergewisserte, brachte sie mich in höchste Erregung. Ich ließ sie gewähren, aus Angst, sie könne sonst meine Erregbarkeit merken. Sagte sie mir, ich hätte eine zarte Haut, so ließ mich das Kitzeln zusammenzucken; ich war auf mich selbst böse, weil ich es ihr nicht mit Gleichem zu vergelten wagte, aber zugleich glücklich, dass sie nicht ahnen konnte, wie sehr mich danach verlangte. Nachdem sie mich gewaschen hatte, gab sie mir die zärtlichsten Küsse und nannte mich ihr liebes Kind; aber

trotz meines Verlangens wagte ich nicht, sie zu erwidern. Als sie mich schließlich mit meiner Schüchternheit aufzuziehen begann, fing ich an, sie wiederzuküssen, sogar mit größerem Geschick; aber ich hörte sofort auf, wenn mich die Lust überkam, weiterzugehen. Dann wandte ich den Kopf zur Seite und tat, als suchte ich etwas; und sie ging hinaus. Hatte sie mich verlassen, so war ich ganz verzweifelt, weil ich dem Drang meiner Natur nicht gefolgt war, und wunderte mich nur, dass Bettina ohne Gefahr für sich selbst alles tun konnte, was sie mit mir trieb, während ich mich nur mit allergrößter Mühe beherrschen konnte, nicht darüber hinauszugehen. Jedes Mal schwor ich mir, mein Verhalten zu ändern.

Zu Beginn des Herbstes nahm der Doktor drei neue Pensionäre auf, und einer von ihnen, ein fünfzehnjähriger Bursche namens Candiani, schien mir in weniger als einem Monat schon sehr vertraut mit Bettina zu sein. Diese Beobachtung erweckte in mir ein Gefühl, das ich bis zu diesem Augenblick nicht gekannt hatte und das ich erst einige Jahre später begriff. Es war weder Eifersucht noch Entrüstung, vielmehr eine vornehme Geringschätzung, die mir durchaus berechtigt zu sein schien; denn da Candiani dumm, grobschlächtig, beschränkt und ungeschliffen war, ein Bauernbursche und mit mir nicht im Geringsten zu vergleichen, und da er mir nichts voraus hatte, als dass er älter und körperlich entwickelter war als ich, verdiente er es in meinen Augen nicht, mir vorgezogen zu werden. Meine erwachende Eigenliebe sagte mir, dass ich mehr wert war als er. In mir regte sich ein mit Stolz gemischtes Gefühl der Verachtung, das sich gegen Bettina wandte, die ich unbewusst liebte. Sie merkte es an der Art, wie ich nun ihre Liebkosungen aufnahm, wenn sie an mein Bett kam, um mich zu kämmen; ich stieß ihre Hände zurück und erwiderte ihre Küsse nicht. Als sie mich eines Tages nach dem Grund meines veränderten Benehmens fragte und ich ihr keinen angab, sagte sie, wie um mich zu bedauern, ich sei eben auf Candiani eifersüchtig. Diesen Vorwurf empfand

ich als demütigende Verleumdung; ich entgegnete ihr, meines Erachtens sei Candiani ihrer ebenso würdig wie sie seiner Person. Sie ging lächelnd hinaus, doch heckte sie den einzigen Plan aus, mit dem sie sich rächen konnte; es blieb ihr nichts anderes übrig, als mich eifersüchtig zu machen. Dazu aber musste sie mich unbedingt zuerst verliebt machen, und das stellte sie folgendermaßen an.

Sie kam eines Morgens an mein Bett und brachte mir weiße Strümpfe, die sie selbst gestrickt hatte; nach dem Frisieren meinte sie, es sei nötig, dass sie mir die Strümpfe selbst anziehe, um etwaige Mängel festzustellen und sich beim nächsten Mal danach richten zu können. Der Doktor war ausgegangen, um die Messe zu lesen. Beim Anprobieren behauptete sie, ich hätte schmutzige Schenkel, und machte sich sofort daran, sie mir zu waschen, ohne mich zuvor um Erlaubnis zu fragen.

Ich schämte mich, dass sie vielleicht dachte, ich würde mich schämen; außerdem ahnte ich nicht, dass es kam, wie es kommen musste. Bettina, die auf meinem Bett saß, trieb ihr Reinlichkeitsstreben zu weit, und ihr Vorwitz bereitete mir eine Wonne, die erst dann aufhörte, als sie unmöglich noch größer werden konnte. Als ich mich beruhigt hatte, suchte ich alle Schuld bei mir und hielt es für meine Pflicht, sie um Verzeihung zu bitten. Bettina hatte das nicht erwartet, überlegte eine kleine Weile und sagte nachsichtig, sie trage allein die Schuld, aber es solle nicht wieder vorkommen. Damit ging sie hinaus und überließ mich meinen Gedanken.

Sie waren qualvoll. Es schien mir, als hätte ich sie entehrt, das Vertrauen der Familie missbraucht, das Gesetz der Gastfreundschaft verletzt und den schwersten aller Frevel begangen, einen Frevel, den ich nur dadurch sühnen konnte, dass ich sie heiratete, wenn sie sich überhaupt entschließen konnte, einen so schamlosen Menschen wie mich, der ihrer unwürdig war, zum Gatten zu nehmen.

Auf diese Überlegungen folgte finstere Traurigkeit, die sich

mit jedem Tag noch verdüsterte; denn Bettina hatte es gänzlich aufgegeben, zu mir ans Bett zu kommen. In den ersten acht Tagen schien mir dieser Entschluss, den sie gefasst hatte, nur gerecht; und meine Traurigkeit wäre binnen weniger Tage zur vollkommenen Liebe geworden, hätte nicht ihr Verhalten Candiani gegenüber das Gift der Eifersucht in mein Herz geträufelt, obwohl ich sie nicht im Entferntesten der gleichen Freveltat für schuldig hielt, die sie mit mir begangen hatte.

Nach einigem Nachdenken war ich davon überzeugt, dass alles, was sie mit mir gemacht hatte, absichtlich geschehen war, und bildete mir ein, übergroße Reue halte sie davon ab, wieder an mein Bett zu kommen; und diese Vorstellung schmeichelte mir, denn sie verleitete mich dazu, sie für verliebt zu halten. Von solcherlei Gedanken bedrängt, entschloss ich mich, sie schriftlich zu ermutigen. Ich schrieb ihr also ein kurzes Briefchen und fasste es so ab, dass sie ganz beruhigt sein konnte, falls sie sich für schuldig hielt oder aber bei mir Gefühle argwöhnte, die den Forderungen ihrer Eigenliebe zuwiderliefen. Mein Brief dünkte mich ein Meisterwerk und mehr als ausreichend, um anbetenswürdig zu erscheinen und Candiani auszustechen, der mir wie ein dummer Grobian vorkam, nicht wert, dass sie auch nur einen einzigen Augenblick zwischen ihm und mir schwankte. Eine halbe Stunde später antwortete sie mir mündlich, sie werde am nächsten Morgen an mein Bett kommen; aber sie kam nicht. Ich war darüber empört; doch wie staunte ich, als sie mich mittags bei Tisch fragte, ob es mir recht sei, wenn sie mich als Mädchen verkleide, damit ich mit ihr zu einem Ball gehen könnte, der fünf oder sechs Tage später bei unserem Nachbarn, dem Arzt Olivo, stattfinden sollte. Die ganze Tischrunde zollte Beifall, und ich willigte ein. Ich sah den Zeitpunkt kommen, da uns eine gegenseitige Rechtfertigung wieder gute Freunde werden ließ, die vor Überraschungen durch die Schwächen der Sinne gefeit waren. Aber da vereitelte ein verhängnisvolles Ereignis dieses Vorhaben und führte zu einer richtigen Tragikomödie.

Ein Pate von Doktor Gozzi, ein betagter und wohlhabender Mann, der auf dem Lande wohnte, glaubte sich nach langer Krankheit seinem Ende nahe und schickte ihm einen Wagen mit der Bitte, unverzüglich mit seinem Vater zu ihm zu kommen, um ihm in der Todesstunde beizustehen und seine Seele Gott zu befehlen. Der alte Schuster stärkte sich rasch mit einer Flasche, kleidete sich an und fuhr mit seinem Sohn davon.

Als ich sie abreisen sah, wollte ich nicht mehr bis zu der Ballnacht warten und fand eine Gelegenheit, Bettina zu sagen, dass ich die Tür meiner Kammer, die auf die äußere Galerie führte, offen lassen und sie erwarten würde, sobald alle im Bett seien. Sie versprach mir, bestimmt zu kommen. Sie schlief zu ebener Erde in einer kleinen Kammer, die eine dünne Wand von dem Raum, in dem ihr Vater schlief, trennte; da der Doktor abwesend war, schlief ich oben allein in dem großen Zimmer. Die drei Pensionäre hausten in einem geräumigen Zimmer neben dem Keller. Ich hatte also keinerlei Störungen zu befürchten und war voll Freude, dass endlich der ersehnte Zeitpunkt heranrückte.

Kaum war ich in meinem Zimmer, verriegelte ich meine Tür und öffnete die andere, die auf die Galerie führte, so dass Bettina sie nur aufzustoßen brauchte, wenn sie kam. Dann löschte ich die Kerze, ohne mich auszuziehen.

Man hält solche Situationen, wenn man sie in Romanen liest, für übertrieben; aber das stimmt nicht. Was Ariost<sup>2</sup> von Ruggiero berichtet, als er auf Alcina wartete, ist ein gutes, der Wirklichkeit abgelaushtes Bild.

Ich wartete bis Mitternacht ohne besondere Unruhe; doch als es zwei, drei und vier Uhr wurde, ohne dass sie erschien, packte mich der Zorn. Draußen fiel der Schnee in großen Flocken; aber ich verging weniger vor Kälte als vor Wut. Eine Stunde vor Tagesanbruch entschloss ich mich, ohne Schuhe hinunterzugehen, aus Angst, den Hund zu wecken, und mich unten auf die Treppe zu setzen, vier Schritte von der Hoftür entfernt, die unverschlossen hätte sein müssen, wenn Bettina herausgekommen

wäre. Ich fand sie verschlossen. Man konnte sie nur von innen schließen. Ich dachte, Bettina sei vielleicht eingeschlafen; aber um sie zu wecken, hätte ich laut klopfen müssen, und der Hund hätte gebellt. Von dieser Tür bis zu der zu ihrer Kammer waren es noch zehn oder zwölf Schritte. Von Kummer übermannt und unfähig, mich zu irgend etwas zu entschließen, setzte ich mich auf die unterste Stufe. Als der Morgen zu dämmern begann, entschloss ich mich, erstarbt, steif und zitternd vor Kälte, in mein Zimmer zurückzugehen; denn wenn mich die Magd auf der Treppe gefunden hätte, so hätte sie geglaubt, ich sei verrückt geworden.

Ich erhob mich also; doch im gleichen Augenblick hörte ich innen ein Geräusch. In der sicheren Erwartung, dass Bettina erscheinen werde, ging ich zur Tür. Sie öffnete sich; doch statt Bettina sah ich Candiani vor mir, der mir einen so heftigen Fußtritt in den Bauch gab, dass ich der Länge nach hinfiel und im Schnee versank. Dann verschwand er in dem Zimmer, wo er mit seinen beiden Mitschülern aus Feltre wohnte.

Ich sprang geschwind auf, um Bettina zu erwürgen; denn in diesem Augenblick hätte sie nichts vor meiner Wut bewahren können. Aber die Tür war wieder verschlossen. Ich trat heftig mit dem Fuß dagegen, der Hund schlug an, ich hastete in mein Zimmer zurück, schloss mich ein und schlüpfte ins Bett, um mich an Leib und Seele zu erholen, denn ich war völlig am Ende.

Betrogen, gedemütigt, misshandelt, in den Augen des glücklichen und triumphierenden Candiani zum Gespött geworden, brütete ich drei Stunden lang über den finstersten Racheplänen. Sie beide zu vergiften, erschien mir in meinem augenblicklichen Kummer zu milde. Ich fasste den hinterhältigen Plan, spornstreichs aufs Land hinauszufahren und dem Doktor alles zu hinterbringen. Da ich erst zwölf Jahre alt war, hatte mein Geist noch nicht die Kaltblütigkeit erlangt, Pläne für eine heroische Rache zu schmieden, wie sie das eingebilddete Ehrgefühl ausheckt. In Angelegenheiten dieser Art war ich noch Neuling.

## Kapitel 3 Adam und Eva

Kurz vor seiner Freilassung aus dem Castel Sant'Andrea<sup>1</sup>, wo er von April bis Juni 1743 unter der Aufsicht von Major Pelodoro in Arrest gehalten wurde, lernte Casanova Graf Bonafede<sup>2</sup> kennen, der seine Gattin vor Jahren aus München entführt hatte.

Am Nachmittag stand ich mit ihm auf dem Turm der Festung und machte ihn auf eine zweirudrige Gondel aufmerksam, die auf die kleine Pforte zuhielt. Er richtete sein Fernglas darauf und sagte, seine Frau komme mit seiner Tochter, um ihn zu besuchen. Wir gingen ihnen entgegen.

Ich lernte eine Dame kennen, die es wohl verdient haben mochte, entführt zu werden, und ein großgewachsenes Mädchen zwischen vierzehn und sechzehn, die mir als eine Schönheit ganz eigener Art erschien. Sie hatte hellblonde Haare, große blaue Augen, eine Adlernase, einen schönen, leicht geöffneten lachenden Mund, aus dem ab und zu zwei Reihen prächtiger Zähne hervorblitzten, weiß wie ihre Haut, hätte nicht eine zarte Röte deren makellostes Weiß verdeckt. Ihre Taille war so schlank, dass sie beinahe unnatürlich wirkte, und ihr oben sehr breiter Halsausschnitt bot ein prächtiges Bild, aus dem nur zwei kleine Rosenknospen leuchteten. Es war ein neues, von der Magerkeit noch unterstrichenes Raffinement der Aufmachung. Wie verzückt betrachtete ich diesen bezaubernden, noch völlig unentwickelten Busen und konnte meine unersättlichen Augen nicht losreißen. Mein Herz verlieh ihm augenblicklich alles, was man noch hinzuwünschen mochte. Ich hob die Augen zum Gesicht der Signorina, und ihre lachende Miene schien mir zu sagen, dass ich in einem Jahr oder zwei dort alles sehen würde, was ich erträumte.

Sie war elegant nach der neuesten Mode herausgeputzt, mit

einem großen Reifrock und der Tracht der adligen Mädchen, die noch nicht das heiratsfähige Alter erreicht haben; doch die junge Contessa war bereits so weit. Nie hatte ich die Brust eines Mädchens von Stand so unverhohlen angestarrt: es schien mir mehr als erlaubt, eine Stelle zu betrachten, wo noch nichts war und die doch damit geradezu prunkte.

Als der Graf und seine Gemahlin ihr deutsch geführtes Gespräch beendeten, kam die Reihe an mich. Er stellte mich mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken vor, und man begrüßte mich auf das Freundlichste. Als der Major es für seine Pflicht ansah, die Contessa in der Festung herumzuführen und ihr alles zu zeigen, nutzte ich meinen niederen Rang aus. Ich bot der Signorina den Arm, als die Mutter, vom Major geführt, vorausging. Der Graf blieb in seinem Zimmer.

Da ich die Damen nur nach der alten Mode Venedigs zu führen wusste, fand mich die Signorina linkisch. Ich glaubte sie höchst elegant zu führen, indem ich mit meiner Hand unter ihre Achsel griff. Sie entzog sich mir mit lautem Lachen. Ihre Mutter drehte sich um und wollte wissen, worüber sie gelacht habe, und ich war ganz verdutzt, als sie antwortete, ich hätte sie unter der Achsel gekitzelt. »Sehen Sie«, sagte sie dann, »so reicht ein wohlherzogener Herr den Arm.«

Mit diesen Worten schob sie ihre Hand unter meinen rechten Arm, den ich noch immer ungeschickt anbot, während ich mit größter Mühe Fassung bewahrte. Die junge Contessa glaubte nun, sie habe es mit dem dümmsten aller Neulinge zu tun, und fasste den Entschluss, sich auf meine Kosten gründlich zu unterhalten.

Zunächst sagte sie, ich solle meinen Arm nicht so krumm halten, sondern mehr an die Hüfte legen, sonst käme ich nicht mehr auf das Bild. Ich gestand, dass ich nicht zeichnen könne, und fragte, ob sie etwas davon verstehe. Sie antwortete, sie lerne es gerade, und sie werde mir, wenn ich sie besuchen würde, den Adam und die Eva des Cavaliere Liberi<sup>3</sup> zeigen; sie habe sie ko-

piert, und die Professoren fänden sie gut, ohne freilich zu wissen, dass sie von ihr seien.

»Warum verheimlichen Sie es?«

»Weil die beiden Gestalten zu nackt sind.«

»Ich bin nicht neugierig auf Ihren Adam; aber sehr auf Ihre Eva. Sie interessiert mich, und ich werde Ihr Geheimnis wahren.«

Da lachte sie wieder so laut, dass ihre Mutter sich umwandte. Ich spielte den Einfaltspinsel. Diesen Plan fasste ich in dem Augenblick, als sie mir beibringen wollte, wie man den Arm reicht; denn ich begriff, welch großen Nutzen ich daraus ziehen konnte. Da sie mich für einen solchen Neuling hielt, glaubte sie mir sagen zu können, ihr Adam sei viel schöner als ihre Eva, denn sie habe an ihm keinen einzigen Muskel weggelassen, während es an der Frau nichts zu sehen gebe.

»Das ist eine Gestalt, an der man überhaupt nichts sieht«, sagte sie.

»Aber gerade dieses Nichts wird mich interessieren.«

»Glauben Sie mir, der Adam wird Ihnen besser gefallen.«

Dieses Gespräch hatte mich so stark erregt, dass es schon anstößig war; und ich konnte es nicht einmal verbergen, denn wegen der großen Hitze trug ich Leinenhosen. Ich fürchtete, mich vor der Signora und dem Major lächerlich zu machen, die zehn Schritte vor uns gingen und sich nur umdrehen mussten, um es zu sehen.

Da tat sie einen ungeschickten Schritt, so dass ihr der Schuh an einer Ferse verrutschte; sie streckte mir den Fuß hin und bat mich, ihr den Schuh wieder hochzuziehen. Ich ließ mich vor ihr auf die Knie nieder und machte mich ans Werk. Sie trug einen weiten Reifrock, aber nichts darunter; achtlos raffte sie ihr Kleid ein wenig, doch genug, dass nichts mehr mich hindern konnte, zu sehen, was mir fast den Atem verschlug. Als ich mich wieder erhob, fragte sie, ob mir etwas fehle.

Beim Verlassen einer Kasematte geriet ihre Frisur etwas in

Unordnung, und sie bat mich, sie ihr wieder zu richten; dabei senkte sie den Kopf, und nun konnte ich nichts mehr verbergen. Sie half mir aus der Not mit der Frage, ob das Band an meiner Uhr das Geschenk einer Schönen sei; ich antwortete stotternd, meine Schwester habe sie mir geschenkt. Nun glaubte sie, mich von ihrer Harmlosigkeit zu überzeugen, indem sie mich fragte, ob sie das Band wohl aus der Nähe ansehen dürfe. Ich erwiderte, es sei an der Uhrtasche festgenäht, und das entsprach der Wahrheit. Sie glaubte das nicht und wollte es herausziehen; aber da konnte ich nicht länger an mich halten und legte meine Hand so über die ihre, dass sie es für geraten hielt, nicht weiter darauf zu bestehen und Schluss zu machen. Sie musste mir zürnen, denn da ich ihr Spiel enthüllt hatte, war ich des Mangels an Diskretion schuldig geworden. Sie wurde ernst, und da sie weder zu lachen noch mit mir zu sprechen wagte, gingen wir in die Wache, wo der Major ihrer Mutter die Begräbnisstätte des Marschalls von der Schulenburg zeigte, die dort bleiben sollte, bis man für ihn ein Mausoleum errichtet hätte. Doch über das, was ich getan hatte, war ich so beschämt, dass ich mich selbst hasste und nicht daran zweifelte, dass auch sie mich hasste und zugleich grenzenlos verachtete. Ich hielt mich für den ersten, der sträflicherweise ihre Tugend beunruhigt hatte, und ich wäre zu allem bereit gewesen, wenn man mir einen Weg gezeigt hätte, um ihr Genüge zu leisten. So groß war in meinem damaligen Alter mein Zartgefühl; doch beruhte es auf der Meinung, die ich von der Beleidigten hatte, und darin konnte ich mich täuschen. Diese meine Vertrauensseligkeit nahm später immer mehr ab, bis sie so schwach wurde, dass mir heute davon nur noch ein Schatten geblieben ist. Trotzdem komme ich mir nicht schlechter vor als Gleichaltrige mit der gleichen Erfahrung.

Wir kehrten zum Grafen zurück und verbrachten den Rest des Tages recht trübselig. Bei Einbruch der Nacht brachen die Damen auf. Ich musste der Contessa versprechen, sie am Ponte di Barba Fruttaro zu besuchen, wo sie wohnte.

Die Signorina, die ich gekränkt zu haben glaubte, hinterließ mir einen so tiefen Eindruck, dass ich die nächsten sieben Tage in der größten Ungeduld hinbrachte. Ich ersehnte ein Wiedersehen mit ihr vor allem, um sie von meiner Reue zu überzeugen und ihre Verzeihung zu erlangen.

Am nächsten Tag traf ich beim Grafen seinen ältesten Sohn. Er war hässlich, aber ich fand ihn würdig aussehend und bescheiden. Fünfundzwanzig Jahre später traf ich ihn in Madrid wieder als Garzón<sup>4</sup> in der Leibgarde Seiner Katholischen Majestät. Er hatte zwanzig Jahre als einfacher Gardist gedient, um diesen Rang zu erreichen. Ich werde von ihm berichten, wenn es soweit ist. Er behauptete, ich hätte ihn nie kennengelernt, und auch er habe mich nie gesehen. Seine Scham brauchte diese Lüge; er tat mir leid. [...]

Endlich war nun der Augenblick gekommen, da ich die Göttin meiner Träume wiedersehen sollte; ich wollte um jeden Preis ihre Verzeihung erlangen oder zu ihren Füßen sterben.

Ich fand ihr Haus ohne Mühe; der Graf war nicht da. Die Signora empfing mich mit den verbindlichsten Worten; doch ihr Äußeres verblüffte mich derart, dass ich nicht wusste, was ich antworten sollte.

Da ich einen Engel besuchte, erwartete ich, ein verborgenes Paradies zu betreten, und nun sah ich mich in einem Salon, in dem nur drei oder vier Sessel aus morschem Holz und ein alter schmutziger Tisch standen. Man sah recht wenig, denn die Läden waren geschlossen. Das hätte zum Schutz gegen die Hitze sein können, aber nein, man sollte nur nicht sehen, dass die Fenster keine Scheiben hatten. Ich sah aber doch, dass die Dame, die mich empfing, einen ganz zerlumpten Hausrock trug und dass ihr Hemd schmutzig war. Als sie meine Zerstretheit merkte, verließ sie mich und sagte, sie werde mir ihre Tochter schicken.

Diese erschien einen Augenblick später mit würdiger und umgänglicher Miene und sagte, sie habe mich mit Ungeduld er-

wartet, freilich nicht zu dieser Stunde, in der sie gewöhnlich keine Besuche empfangt.

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, denn sie wirkte auf mich ganz verändert. In ihrem armseligen Hausgewand wirkte sie beinahe hässlich, und auf einmal fühlte ich mich in keiner Weise mehr schuldig. Ich wunderte mich nur über den Eindruck, den sie in der Festung auf mich gemacht hatte, und sie schien mir fast glücklich darüber zu sein, dass meine Verwirrtheit ihr eine Handlungsweise eingetragen hatte, die für sie keinesfalls beleidigend, sondern eher schmeichelhaft gewesen sein musste. Als sie auf meinem Gesicht alle Wandlungen meines Gefühls sah, spiegelte auch das ihre nicht etwa Ärger, sondern einen Schmerz wider, der mein Mitgefühl erweckte. Hätte sie leidenschaftslos nachzudenken gewusst oder gewagt, so hätte sie mich mit Recht als einen Menschen verachtet, dessen Interesse sie nur durch ihr zurechtgemachtes Äußeres oder durch die Vorstellung gewonnen hatte, die sie in ihm von ihrem Stand oder ihrem Reichtum hatte entstehen lassen.

Gleichwohl bemühte sie sich, mich aufzumuntern, indem sie ganz offen mit mir sprach. Wenn es ihr gelang, das Gefühl mit ins Spiel zu bringen, so glaubte sie zuversichtlich, dass es zu ihren Gunsten sprechen werde.

»Ich sehe, Sie sind überrascht, Signor Abate<sup>5</sup>, und ich weiß auch den Grund. Sie hatten erwartet, hier Pracht und Aufwand zu finden, und da Sie nur den traurigen Anblick der Not gefunden haben, sanken Ihnen die Arme herab. Die Regierung gibt meinem Vater nur eine sehr geringe Besoldung, und wir sind unser neun. Da wir verpflichtet sind, an Feiertagen in die Kirche zu gehen und dabei so aufzutreten, wie es unser Stand verlangt, sind wir oft gezwungen, auf das Essen zu verzichten, um das Kleid und den Kopfputz auszulösen, die wir aus Not verpfänden mussten. Am nächsten Tag bringen wir sie dann wieder hin. Würde uns der Pfarrer nicht in der Messe sehen, so würde er unsere Namen aus der Liste derer streichen, die von der Bruder-